

Blätter

für

Unterhaltung und Belehrung.

Verlag der Buchdruckerei E. Weidenbach in Dillenburg.

N^o 40.

Gratis-Beilage zur Zeitung für das Pflththal.

1916.

Sterben als ein tapftrer Held.

Eine Kriegsnovelle von F. C. Dberg.

Die helle Sonne, die die ganze erste Kriegswoche hindurch so unerschrocken und strahlend über Deutschland leuchtete, als wollte sie damit geradezu eine Kundgebung aussprechen, goß ihr goldenes Licht über den Kasernenhof. Die vier roten Riesenbauten, die die weite Fläche des Hofes umschlossen, warfen kurze, plumpe Schatten. Es war Mittag.

Im offenen Viereck stand das Bataillon.

Das Feldgrau der Uniformen verschwamm fast mit dem beizenden Graugelb des besonnten Kiesbodens, der die niederströmende Glut in fast greifbaren Wellen zurückzugeben schien. Mit eigentümlicher Übereinstimmung prägte die Gesichter aller Soldaten der gleiche Ausdruck von jener sonderbar starren Spannung, wie langes Warten ihn hervorbringt. Dies auf den Fleck genagelte Stehen im Mittagsonnenbrand und unter der Last der vollen Feldausrüstung dauerte nun schon lange.

In einer dichten Gruppe stand ein Teil der Offiziere beisammen. Der breitschulterige Major, der von Zeit zu Zeit, wie unter dem Last eines inneren Uhrwerks, von einem Fuß auf den anderen trat; der hagere Hauptmann Wislicenus, dessen Dantekopf stets so wenig kommissmäßig wirkte; dann noch mehrere Leutnante.

Hans Dietrich v. Hasselt sprach eifrig mit Fritz Grobknecht. Seit Hans Dietrich am dritten Mobilmachungstage mit vor Stolz und Kampfeslust hochklopfendem Herzen die altbekannte Feder mit dem Degen vertauscht, hatten die beiden Freunde sich noch wenig gesprochen; nun, das hatten sie jetzt nachgeholt.

Hans Dietrich löste sich aus der Gruppe und trat zu seinem Zuge, dessen einzelne Musketiere ihm von seiner letzten Übung her zum Teil noch in guter oder schlechter Erinnerung waren. Scharf prüfend bligten seine hellen Augen die Reihe entlang.

„Balschweit, du traurige Zuckerrübe! Natürlich wieder von oben bis unten aus dem Leim!“

Betroffen fuhr Balschweits Augen an seinem äußeren Menschen herab.

„Da — die Patronentasche nicht zugeknüpft! Die linke Achselklappe baumelt!“ half Hans Dietrich seiner Suche nach. „Mensch, du wirst im Felde noch vergessen, daß das Gewehr zum Schießen da ist!“

Ein verständnisvolles Schmunzeln lief über die Gesichter des ganzen Zuges. Erbsend, auf-frischend hatte der Scherzdonner ihres Leutnants die Musketiere

aus der Starrheit aufgerüttelt. Noch einmal ein scharfes Hinblitzen aus den hellen Augen über die Reihe, dann hatte Hans Dietrich sich abgewandt und war an seinen Platz getreten. Als dienstältester der beiden Leutnante seiner Kompanie, die die Fahnenkompanie war, stand er rechts neben der Fahne, in der Mitte vor den beiden inneren Kompanien, ein auszeichnender, ehrenvoller Platz, den gerade in dieser Stunde innezuhaben, Hans Dietrichs Herz höher schlagen ließ.

Feldwebel Kruse hatte sich an Balschweit herangepircht. Im Flüsterton schnob er ihm seine wenig schmeichelhafte Meinung über ihn zu. Drüben, am fenseitigen Flügel, fand ebenfalls ein Feldwebel noch Anlaß zu ein paar Hinweisen. Von der anderen Seite klang das tiefe, gedämpfte Lachen des Hauptmanns Wislicenus.

Dann wieder lastende Lautlosigkeit.

Da — fern klang ein schriller Hupenschrei.

„Ess — tillgeß — tanden!“

Wie ein elektrisch ausgelöster Ruck war's durch das ganze Bataillon gezuckt. Alle Dumpsheit war wie durch Zauber abgeschüttelt. Straß,

wie erzgegossen stand jeder einzelne Mann, atemlos schier vor äußerster Strammheit.

Ein großes graues Automobil glitt durch die Flügel des Haupttores. Nur zwei Insassen trug es, den Lenker und einen schlanken, älteren Offizier in der schlichten Felduniform der Kaiserlichen Marine, der nur das kundige Auge an kleinsten Merkmalen den hohen Rang abzulesen wußte.

Noch ehe der Wagen ganz hielt, war der Prinz herausgesprungen.

Kurz, knapp, aber freundlich flog der Gruß zu dem grüßend vorgetretenen Major hinüber, und dann schritt der Prinz mit kurzen, festen Schritten vor bis in die Mitte des Vierecks.

Scharf hob sich der Blick der dunkelblauen Augen aus dem gebräunten Gesicht, dessen festen Zügen der knappe blonde, schon durchgraute Spitzbart einen so markanten Abschluß gab.

„Musketiere!“ Klar, ruhig, nicht überlaut und doch weittragend klang die Stimme des Prinzen über das reglose Bataillon. Ernst, einfach, zu schlichten und packenden Sätzen formte er die Worte, sprach er davon, wie es ihn gedrängt, sich persönlich zu verabschieden von dem Bataillon, der einzigen Landtruppe, die die seebewehrte Stadt hinausfickte in den aufgezwungenen Kampf. „Viel Feind — viel Ehr!“ Der erste Teil dieses Wortes ist wahr geworden: unerwartet viele und starke Feinde haben sich gegen uns gestellt! Seit zwei Tagen gehört auch das Volk, das die Seeherrschaft der Welt sein nennt, zu ihnen.“ Das braune



Die Wohnbaracke des Erzherzog-Thronfolgers Karl Franz Joseph auf der Hochfläche von Bielgereuth.

eine Kettweinkaraffe und Gläser auf ein schnell herbeigerichtetes Tischchen stellte. Im Pastorat ist Schneideerei, und da sollte gleich auch für Varonec etwas angefertigt werden." (Fortsetzung folgt.)

Zu unseren Bildern.

An der ungarisch-rumänischen Grenze. — Wild steil, von schroffem Hochgebirgscharakter sind die Transylvanischen Alpen, die wie ein riesiger Wall das Tiefland der Walachei von dem Bergland Siebenbürgens scheiden. Menschlichen Siedlungen bieten sie wenig Raum, da Längstäler ihnen fast völlig fehlen. Nur wenige Pässe erleichtern das Überschreiten des Gebirges; über drei von ihnen führen Eisenbahnlinien. Sonst gibt es nur halbschneebedeckte, schwer gangbare Saumpfade. An die Transylvanischen Alpen schließen sich östlich die Südkarpathen, auf denen die Grenze zwischen Österreich-Ungarn und Rumänien gegen Norden bis zur russischen Grenze verläuft.

An allen Übergängen der ungarisch-rumänischen Grenze begannen sofort nach der Kriegserklärung Rumäniens die Feindseligkeiten. Gegen Bulgarien grenzt zum größten Teil die Donau Rumänien ab. Bei Sinistra wendet sie sich plötzlich nach Norden und trennt mit ihrem Laufe die Dobrußtscha, den rumänischen Küstenstreifen am Schwarzen Meer, gegen Westen von der Walachei, im Norden von dem russischen Bessarabien. Dieser verhältnismäßig schmale Streifen erschien den Russen als bequemes Einmarschgebiet gegen Bulgarien, um es von hinterwärts her zu überfallen. Aber die rumänische Kriegserklärung fand den Vierbund an allen Grenzen des kleinen Königreichs gerüstet auf der Wacht.

Mannigfaltiges.

Blutseen. — Eine auffällige Erscheinung ist es, daß sich gewisse Seen in den Alpen plötzlich rot färben, einige Zeit hindurch die Färbung beibehalten und darauf wieder die frühere Farbe annehmen. Die Alpen bezeichnen einen solchen See als „Blutsee“. Berühmt ist der Blutsee bei Arosa. Ferner wird die Rotfärbung am Sempacher und am Murtener See beobachtet. Außerdem gibt es nach den Untersuchungen von Klausener noch eine ganze Anzahl von Blutseen in den Hochalpen, die zwar an eine bestimmte Höhenlage nicht gebunden sind, aber doch vorwiegend in der baumlosen Region vorkommen. Es sind meist nur kleine Wasserbecken mit Schlammboden.

Bezeichnend ist es, daß die Sonne von Südosten her unbehindert Zutritt hat, so daß diese Seen im Sommer am Tage stark erwärmt und belichtet werden, während sie sich in der Nacht wegen ihrer freien Lage beträchtlich abkühlen. Im Frühjahr ist ihr Wasser klar, je mehr aber die Wassermenge infolge der Verdunstung abnimmt, desto brauner wird das Wasser, um sich dann mit einem Male rot zu färben. Die Urheber der Rotfärbung sind zwei winzige Organismen. Der eine gehört zu den Spaltalgen, feinen Stäbchen, die wegen ihrer schwingenden Bewegungen auch Schwingfäden genannt werden, der andere zu den Geißeltierchen, die spindelförmig gestaltet und am Vorderende mit einer langen Geißel versehen sind. Ihre gewöhnliche Farbe ist grün. Sie vermehren sich ungeheuer rasch, und gleichzeitig nehmen sie eine rote Färbung an, die nun auch das Seewasser rot erscheinen läßt.

Der rote Farbstoff ist Hämatochrom. Er stellt eine Schutzvorrichtung für die kleinen Seebewohner dar. Eine allzu kräftige Sonnenbestrahlung ist für das Chlorophyll, das den Organismen die gewöhnliche Grünfärbung gibt, verderblich, und namentlich die ultravioletten Strahlen des Sonnenlichts üben diese schädigende Wirkung aus. Mit der Vernichtung des Chlorophylls würden aber auch die Organismen selbst zugrunde gehen. Der neu auftretende Farbstoff dagegen, das Hämatochrom, fängt die ultravioletten Strahlen auf und schützt so das tiefer liegende Chlorophyll vor der Zerstörung. [Th. S.]

Unter französischer Einquartierung hatten die deutschen Bürger und Bauern vor hundert Jahren viel zu leiden. Daher waren alle Kreise des deutschen Volkes gegen Ende des Jahres 1813 recht herzlich froh, als nach der Völkerschlacht bei Leipzig die französischen Heerkörper und Besatzungen mehr oder weniger schnell aus deutschen Landen verschwanden. Diese Stimmung machte sich auch im Volksliede Luft. Da ließ man in einem solchen den be-

zähnten Teilmanneuten Napoleons, Muskan, bitterlich über das Hinschwinden der schönen Zeit in den deutschen Quartieren klagten:

„Seitdem zu Leipzig auf der Welsch
Verloren wurde der Prozeß,
Hielt man uns nichts mehr wert.
Da wurden wir für vogelfrei erklärt.
Die Zechen ward uns grell gemacht,
Da hieß es: Deutschland, gute Nacht!“

Noch drastischer klingt der Jammer der höchsten französischen Offiziere in dem „Miserere der französischen Marschälle“; dort heißt es unter anderem:

„Das ist anjetzt ein armes Leben;
Nicht einmal Kanzenbeißer mehr
Will man uns großen Herren geben,
Jetzt schreit man gleich: Bezahlung her!
Sonst haben wir Konfekt gefressen,
Als wie die Bauern ihre Möß.
Der Speck ist so auf uns geseßen,
Daß uns zu eng ward das Gehös.
Auch waren wir vor lauter Saufen
Zinnberrot im Angesicht.
Wir brauchten keinen Wein zu kaufen,
Umsonst war alles hergericht.
Sogar im Wein sind wir gebaden
Vor Bollust und vor Übermut,
Dabei erpreßten wir Dukaten,
Benetzt mit Tränen und mit Blut.
Ja, ja, wir waren böse Lämmel
Und kannten uns vor Hochmut nicht!
Dies weiß die Welt, dies weiß der
Himmel,
Dum trifft uns jezo sein Gericht.“

Die Derbheit, mit der die unbekannten Dichter der beiden Lieder den Gefühlen des Volkes Ausdruck verliehen, zeigt deutlich die Unsumme von Groll, Zorn und Haß, die sich in der Franzosenzeit vor hundert Jahren angesammelt hatte. [E. A.]

Der schlaue Minister. — In vielen Höfen vergnügte man sich einst an sonderbaren, manchmal recht derben Tafelscherzen. So wollte König Friedrich Wilhelm I. von Preußen einmal einen Minister, der bei der Tafel den Platz zu seiner Linken innehatte, in Verlegenheit setzen. Er brachte eine Gefundtheit aus und gab seinem Nachbar zur rechten Hand eine leichte Ohrfeige mit den Worten: „Gib's weiter!“ Der Nachbar befolgte die Weisung, und in gleicher Weise gab jeder Gast die empfangene Backpeife zur rechten Hand weiter. Als nun die Reihe an den Minister zur Linken des Königs kam und er die empfangene Ohrfeige an den König hätte weitergeben sollen, ließ er zwischen sich und dem König ein Messer klirrend auf den Boden fallen. Sofort sprang ein Diener herbei, um das Messer aufzuheben. Der Minister

benützte diesen Augenblick und gab dem Diener eine derbe Ohrfeige mit der Aufforderung: „Gib's weiter!“ Die ganze Tafelrunde brach in ein schallendes Lachen aus, in das der belustigte König herzlich mit einstimmt. [E. L.]

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in Nr. 41.

Auflösung von Nr. 39:

des Rapselrätsels: Eine Krähe sitzt gern bei der andern.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Karl Theodor Senger in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

